

Ein Film über mich selbst

Maximilian Schell über Quoten, den Glauben und unvergängliche Werke

Der Tod von Maria Schell Ende April ging ihrem Bruder Maximilian sehr nahe. „Es waren vielleicht die härtesten Stunden meines Lebens“, sagte der 74-jährige Schauspieler, nachdem ihn die Nachricht in Los Angeles erreicht hatte. An der dortigen Oper inszeniert Schell derzeit den „Rosenkavalier“. In Deutschland war es lange Zeit ruhig um den großen Charakterdarsteller, bis er als Adelige in dem Mehrteiler „Der Fürst und das Mädchen“ vor anderthalb Jahren erneut für Schlagzeilen sorgte. In „Die Liebe eines Priesters“ (ARD, morgen, um 20.15 Uhr) schlüpft der Oscar-Preisträger („Das Urteil von Nürnberg“) nun in die Rolle eines Geistlichen.

Wie wird Ihnen Ihre Schwester Maria in Erinnerung bleiben?

Schell: Maria war mehr als eine Schwester für mich, sie war mir immer ein Vorbild – eine große Schauspielerin und ein großartiger Mensch. Vor allem aber war sie ein Freund. Ich habe ihr voll vertraut und sie mir.

Sie waren im deutschen Fernsehen lange nicht zu sehen, seit „Der Fürst und das Mädchen“ gelten Sie als Quotenkönig. Gefällt Ihnen diese Rolle?

Schell: Da muss ich wohl etwas falsch gemacht haben, oder? Nein, ernsthaft – warum sollte ich mich nicht wohlfühlen? „Der Fürst und das

Mädchen“ war so erfolgreich, dass es eine Fortsetzung geben wird. Die elf Folgen sind bereits abgedreht. Natürlich ist diese Produktion für mich nichts Außergewöhnliches, aber selbst bei einem solchen Mehrteiler kann ich viel Eigenes einbringen. Mir hat es Spaß gemacht. Wie so etwas dann beim Publikum ankommt, kann man vorher nie wissen.

Auf den Fürsten folgt nun der Pater. Spielen Glaube und Kirche in Ihrem Leben eine Rolle?

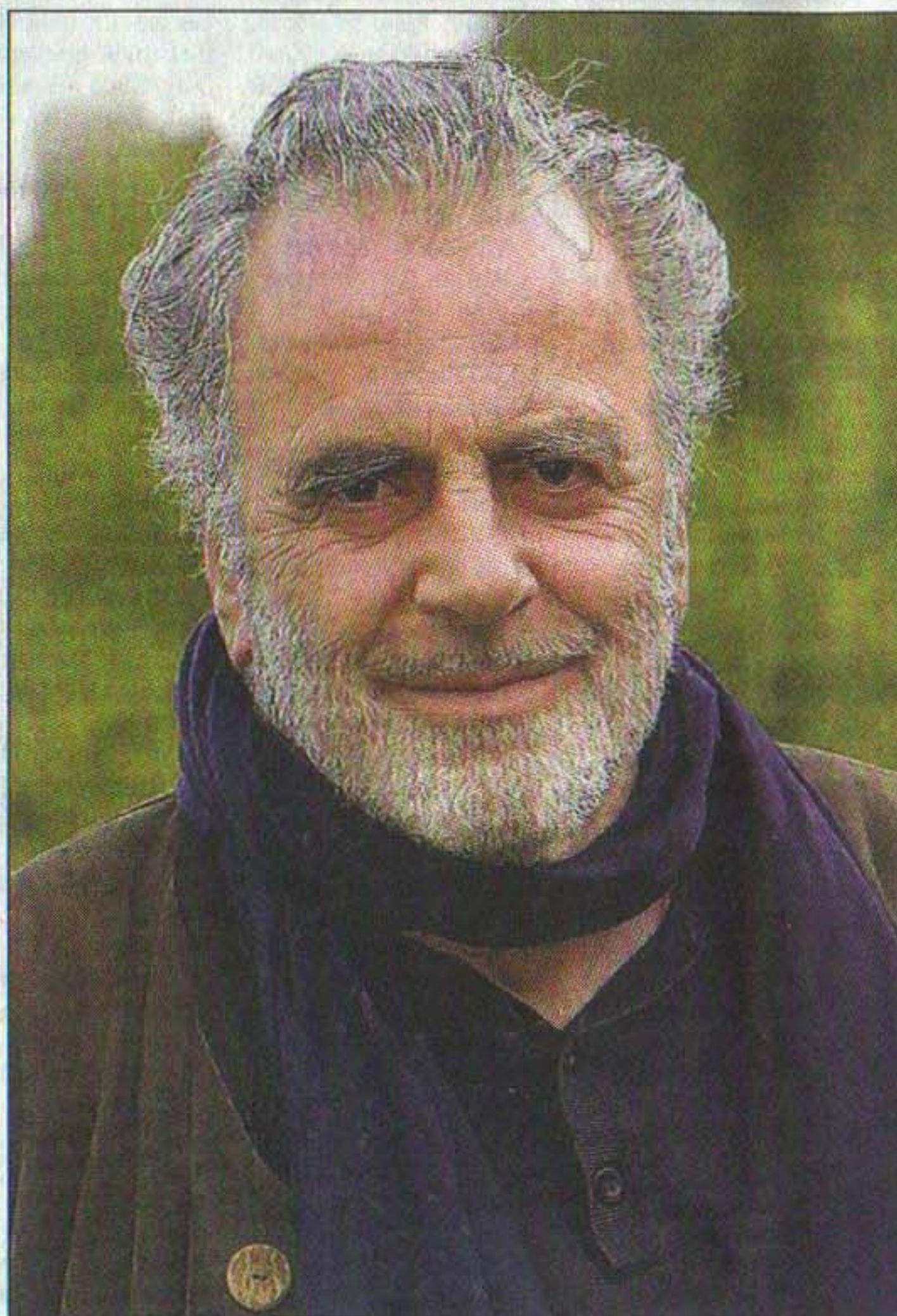
Schell: Natürlich, denn wenn ich nicht einfach dahingevegetieren will, dann komme ich doch um die Überlegung nicht herum, wer denn alles gemacht hat, wer alles bestimmt und welchem Willen ich unterworfen bin. Selbst der so genannte „freie Wille“ beruht auf Voraussetzungen, die wir gar nicht kontrollieren können.

Hat der Film durch den Wechsel im Vatikan an Aktualität gewonnen?

Schell: Vielleicht. In „Die Liebe eines Priesters“ geht es um den Gewissenskonflikt eines Priesteramtsanwärters – um nichts anderes. Pater Christoph, meine Figur, steht diesem Zweifler als Mentor zur Seite.

Wäre aus Ihnen ein guter Priester geworden?

Schell: Pater Christoph könnte zweifellos jemand sein, der ich geworden wäre. Meine



„Was immer ich mache, versuche ich essenziell zu machen“: Schauspieler und Regisseur Maximilian Schell (74). Foto: ddp

Mutter war sehr katholisch, und mit diesem Glauben bin ich aufgewachsen – auch wenn mein Vater eher zweifelnd war. Aus mir hätte aber

nicht nur ein Priester werden können, sondern auch ein Politiker oder ein Maler – möglicherweise sogar ein Profifußballer.

Sehen Sie sich Ihre älteren Filme ab und zu noch einmal an?

Schell: Filme, in denen ich mitspiele – nein. Meine Filme als Regisseur hingegen ganz gerne. Zum Beispiel mein Film über Marlene Dietrich. Jedes Mal, wenn ich ihn sehe, ist er anders. Auch „Meine Schwester Maria“ ist ein solcher Film, bei dem ich immer wieder etwas Neues entdecke.

Einige Ihrer Schauspielerkollegen suchen nach der einen, großen Rolle, mit der sie sich über den Tod hinaus einen Namen machen wollen. Sie auch?

Schell: Was immer ich mache, versuche ich essenziell zu machen. Wobei Sie mich nicht fragen dürfen, was essenziell in diesem Zusammenhang genau bedeutet. Vielleicht trifft es ein Vergleich mit Pablo Picasso, der einfach in jedem seiner Bilder unverwechselbar ist. So etwas wäre schön.

Ist Ihnen das mit „Marlene“ und „Meine Schwester Maria“ nicht längst gelungen?

Schell: Es kann sein, dass diese beiden Filme zeitlos sind. Ich könnte mir vorstellen, auch noch einen dritten in diesem Stil zu machen – dann über mich selbst. Marlene, Maria, Maximilian – die drei M's. Das fände ich völlig legitim.

■ Das Gespräch führte Rainer Vogt.